

Wie Gott mein Leben umkrempeelte



Daniel Böcking (39) ist nach Stationen als Lokal- wie Polizeireporter und Lokalchef nun Mitglied der BILD-Chefredaktion in Berlin. Er ist verheiratet und hat drei Kinder. Hier ist er zu sehen als Party-Einheber auf Mallorca. Da war er noch kein Christ.

LEBENSWEDE BILD ist mit einer Auflage von fast zwei Millionen Exemplaren nicht nur Deutschlands größte Tageszeitung, sondern auch die umstrittenste. Viele Christen lehnen sie wegen ihrer Aufmachung und Inhalte ab. Doch auch bei BILD hat Gott seine Leute, wie die ungewöhnliche Bekehrung eines Mitglieds der Chefredaktion zeigt: Daniel Böcking. Als „Sechser im Lotto“ beschreibt er seine Umkehr von einem Party-Leben zum Christen in seinem Buch: „Ein bisschen Glaube gibt es nicht. Wie Gott mein Leben umkrempeelt“. Es erscheint im August. *idea* druckt Auszüge vorab.



Lange Zeit passte mein Glaubensbekenntnis auf einen Bierdeckel: „Gott ist Liebe“. Jesus fand ich sympathisch. Aber ob er nun Gottes Sohn ist oder einfach ein netter Typ, war für mich kaum relevant. Ich bin evangelisch getauft, als Kind habe ich hin und wieder ein Abendgebet gesprochen. Nebenher so ein bisschen gläubig. Kirche vielleicht mal an Heiligabend. Das hat sich radikal geändert. Ich bin zu Gott umgekehrt. Und wie das Wort Umkehr sagt: Für mich – damals 36 Jahre alt, BILD-Journalist, ehrgeizig, partywütig – war es eine 180-Grad-Kehre mit sehr konkreten Veränderungen: im Job (kann man auch ganz ohne Ellbogen seinen Weg gehen?), in der Freizeit (wie viele durchfeierte Nächte in der Woche tun mir wirklich gut?), in der Familie („Gehst du jetzt etwa in eine Sekte?“ – „Nein! Ich bin Christ!“).

Den Impuls, was wahrer Glaube an Gott bedeuten könnte, bekam ich inmitten einer der größten Katastro-

phen der letzten Jahre. Am 12. Januar 2010 bebte die Erde in Haiti mit Stärke 7. Fotos von Vernichtung, von Leichen und Verletzten liefen sofort weltweit über die Nachrichtenagenturen. Auch bei uns – in der Bundes-Redaktion von BILD in Berlin – war die Bestürzung groß. Am Ende zählte man über 300.000 Tote. Jeder sah, dass dieses Unglück gewaltig war.

Eine Reise in die Apokalypse

Ich arbeitete damals in der Chefredaktion, zuständig für Sonderaufgaben. In mehreren Konferenzen überlegten wir, ob es eine Möglichkeit gebe, nicht nur zu berichten, sondern zu helfen. Schließlich kam einer auf die Idee: „Lasst uns einen Flieger organisieren und Helfer, Ausrüstung und Medikamente schicken!“ Diese Aufgabe fiel mir zu. Ziel: Innerhalb von 48 Stunden sollte das Flugzeug startklar sein. Ich ließ mir Adressen von Hilfsorganisationen nennen, die wiederum ihre Kontakte zu Medizinern und Koordi-

natoren aktivierten. Ich sprach mit Fluggesellschaften: Wer ist spontan bereit, mal eben einen Flieger zu stellen? Fast jeder, mit dem ich redete, ließ alles stehen und liegen, um etwas Gutes zu tun. Innerhalb von Stunden waren 18 Tonnen Hilfsgüter quer durch Deutschland auf dem Weg zum Düsseldorfer Flughafen. 30 Helfer – von der Krankenschwester über den Apotheker, den Logistiker bis hin zum erfahrenen Notfallmediziner – hatten Blitz-Urlaub eingereicht. Was ich erst später begriff: Die meisten waren keine Katastrophenmediziner. Sie hatten normale Jobs in ihren Kliniken oder Apotheken und gewiss für die nächsten Tage eigentlich andere Pläne gehabt, als mal eben in die Apokalypse zu fliegen.

Es wird schlimm, aber ...

Eines meiner letzten Telefonate führte ich mit der christlichen Hilfsorganisation humedica. Der Verein aus Kaufbeuren ist auf die medizinische Kata-

strophenhilfe spezialisiert und hatte über sein Alarmierungsnetzwerk einen großen Teil der Helfer für unseren Flug mobilisiert. Es ging um letzte Details. Dem Geschäftsführer berichtete ich, wie sehr mich die Hilfsbereitschaft überwältigt hatte. Er gab mir den Stups, den ich noch brauchte: „Ja, Herr Böcking, sich für andere aufzuopfern erfüllt die Menschen. Es ist unser Auftrag. Warum steigen Sie nicht selbst in den Flieger? Sie sind jetzt schon mittendrin. Machen Sie die Erfahrung! Sie wird schlimm sein – aber auch unbeschreiblich wertvoll.“

... ich flog mit

Ich war damals seit 13 Jahren bei BILD und hatte über so ziemlich alles berichtet. Von Bürgermeisterwahlen bis zu grauenhaften Morden, von Promi-Partys bis zu wochenlangen Recherchen in der Hamburger Terrorzelle nach den Anschlägen vom 11. September. Inzwischen hatte ich es mir aber im Innendienst recht gemütlich eingerichtet. Mein aktuelles Projekt war der strategische Umbau von BILD zu einer digitalen Marke. Ein Flug in die absolute Katastrophe war neu für mich. Ich flog mit.

Das Krankenhaus der Hoffnung

In Haitis Hauptstadt Port-au-Prince wurden wir gemeinsam mit den Helfern von humedica und der Kinder-nothilfe (Duisburg) in einer auf einem Berg gelegenen Schule untergebracht. Hier fanden die Teamtreffen statt: Welche Gruppe hilft wo? Wo werden Ärzte am dringendsten gebraucht? Wir Reporter verabredeten, zunächst die Ärzte und Krankenschwestern von humedica zu begleiten. Es wurden schwer zu ertragende Geschichten. All das Leid, das wir sahen, verdient ein eigenes Buch. Mit den Medizinerinnen fuhren wir zu einem teilweise zerstörten Krankenhaus, das nur wenige Kilometer bergab lag, ganz nah am Zentrum von Port-au-Prince. Das „Hopital Espoir“, die Klinik der Hoffnung. Seit dem Beben hatte es hier keinen geregelten Betrieb mehr gegeben.

Angestellte waren tot, verletzt oder mussten sich um ihre toten oder verletzten Angehörigen kümmern. Das Gebäude war schwer beschädigt, ein Teil einsturzgefährdet.

Der Leichen-Horror

Über die Wände und die Decke des OP-Raums lief ein langer Riss, tief im Mauerwerk. Deutsche Helfer, die schon einige Tage zuvor angekommen waren, versuchten, das Krankenhaus wieder einsatzfähig zu machen. Hinter dem Gebäude lagen unter Plastikplanen mehrere Leichen. Es ist etwas anderes, ob man zahllose Leichen am Straßenrand sieht, deren Namen und Geschichten man nicht kennt – oder ob die Frau, deren Mann du eben noch interviewt hast, weint und brüllt, bis dass die Zeit stehenbleibt. Der ständig präsente Leichen-Horror knallte uns gegen die Stirn wie ein heftiger Faustschlag. Wir waren fix und fertig.

Gesungene Gebete

Nachts schliefen wir in dünnen Schlafsäcken auf dem Flachdach des ehemaligen Hausmeister-Bungalows. Er lag auf der anderen Straßenseite der Schule, in der die Hilfsorganisationen untergebracht waren. Von hier schrieben wir unsere Berichte. Wir waren noch weit nach Mitternacht beschäftigt. Und irgendwann begannen

immer die Gesänge. In der ersten Nacht erschien uns das fremde, melodische Murmeln noch unheimlich. Übersetzer erklärten uns, dass die Menschen sich zu Messen trafen, beteten und gemeinsam sangen. Hier und da sah man Feuerschein im dunklen Himmel leuchten. Die gesungenen Gebete kamen mal aus der einen Richtung, mal aus der anderen, mal aus mehreren gleichzeitig.

Ich wollte kein Gebet mehr verpassen

Es wurde viel gebetet. Auch unter den deutschen Helfern. Viele von ihnen trafen sich noch vor dem Frühstück an der kleinen Steintribüne neben dem Fußballfeld der Schule, um kurz unter dem morgengrauen Himmel gemeinsam zu Gott zu sprechen. Ich machte irgendwann mit. Ich fühlte mich den Helfern verbunden, wie Komplizen in einem Kampf gegen das Leiden – auch wenn ich nur berichtete und sie Leben retteten. Ich war fasziniert von ihrer Geduld, Freundlichkeit und Gelassenheit. Die Gebete taten gut. Eine perfekte Form an einem Ort, an dem sonst alles zerrissen, zerklüftet und ruiniert war. Jeder konnte in diesem Gebetskreis sagen, was er wollte. Ich hörte zu. Es waren andere Gebete als die, mit denen ich groß geworden war. Keine auswendig gelernten Reimchen, kein gedankenlos he- ▶



Böcking als Reporter beim Katastropheneinsatz auf Haiti. Hier begann seine Umkehr.



Massenpanik bei der Loveparade 2010 in Duisburg. Danach wurde Daniel Böcking Christ.

runtergeblubbertes Vaterunser. Jeder sprach zu Gott über das, was ihn beschäftigte. Jeder bat um das, was ihm wichtig war. „Herr, danke, dass wir helfen können, dieses Leid zu lindern“, „Bitte gib uns auch heute wieder die Kraft, durchzuhalten und für die anderen Menschen da zu sein“, „Bitte ermögliche es unseren Kollegen, heute mit dem Nachschub die Grenze zu passieren.“ Keiner fragte Gott, warum er dieses Beben nicht verhindert hätte. Niemand stellte die sonst so häufig auftauchende Frage: Warum lässt Gott all das Leid zu?

Jesus? Ich wollte mehr erfahren

Die Frage hatte auch in meinem Bekanntenkreis immer wieder dazu geführt, dass sich Leute vom Glauben abwandten oder ihn von vornherein ablehnten. Ich lernte in diesen ruhigen Morgenstunden, kurz bevor es wieder raus in die Hölle ging, dass es gar keine entscheidende Rolle spielt, wer warum Leid zulässt. Ziel unserer Gebete war es nicht, Gott jetzt und sofort zu verstehen oder ihn zur Rede zu stellen. Ziel war es, dafür zu danken, dass wieder ein Mensch gerettet werden konnte, und dafür, dass wir hier zusammenkommen und beten konnten – sorgenfrei im Vergleich zu dem Chaos außerhalb unserer von bewaffneten Wachmännern beschützten Schulmauern. Wir tankten auf. Wir beteten für die Verletzten und die

Trauernden. Diese Gebete wurden für mich das Wichtigste, keines wollte ich mehr verpassen, auch wenn das meine Nachtruhe manchmal auf nur zwei Stunden zusammenkürzte. Ich fing an, die christlichen Männer und Frauen um mich herum besser zu verstehen. Erdbeben passieren. Werden wieder passieren. Aber Gott, unser guter Hirte, so hätte ich ihn damals vermutlich noch nicht genannt, ist trotzdem immer da und gibt uns die Stärke und die Freiheit zur Barmherzigkeit, zum Mitleid, zur Nächstenliebe.

Sie leisteten Übermenschliches

Später schrieben wir für BILD unsere bewegendsten Eindrücke aus dieser Zeit auf. Der sterbende Mann, mit dem wir gerade noch über eine gute Zukunft gesprochen hatten. Die 150 toten Kinder in ihren zertrümmerten Klassenzimmern. Die Helfer aus Deutschland, die Übermenschliches leisteten. Vor allem, weil sie einen Alltag hatten, der meinem gewiss ähnelte – sie es aber dennoch geschafft hatten, auf ihre eigenen Ziele zu pfeifen, als es darum ging, für andere da zu sein, völlig selbstlos. Sie fanden Erfüllung in ihrem Dienst für andere, sie opferten sich mit Freude auf. So wie Jesus Christus es getan hatte. Jesus? Der hatte für mich bis zu diesen Tagen in Haiti kaum eine Rolle gespielt. Umso neugieriger machte er mich jetzt. Ich wollte mehr über die

sen Glauben an Jesus Christus erfahren, über das wirkliche Christ-Sein. Ich hatte eine Fußspitze vorsichtig auf einen neuen Weg gesetzt. Der Boden dieses Weges fühlte sich gut und sicher an.

Die Tragödie bei der Loveparade

Drei Monate später machte ich die nächste einschneidende Erfahrung: Im Juli 2010 bekam ich den Auftrag, ein Videoprojekt bei der Loveparade zu betreuen. Wir konnten das Party-Spektakel live auf BILD.de übertragen. Also reiste ich nach Duisburg, um neben unseren TV-Profis im Regieraum die Techno-Sause zu verfolgen. Es war ein sehr angenehmer Job, eher ein Urlaubstag. Von Fernsehproduktionen hatte ich wenig Ahnung und war eher – sagen wir mal – zu repräsentativen Zwecken dort. Hin und wieder wichtig gucken und sichergehen, dass die Übertragung lief. Gegen Nachmittag stand ich gerade neben dem Produzenten in der Regiekammer, als sich ein Funkgerät knackend meldete. Mitarbeiter murmelten „Ach, du Scheiße“, die Stimmung wurde hektisch. „Was ist denn los?“, fragte ich. „Irgendwas muss am Eingangstunnel passiert sein. Leute sind gestürzt. Vielleicht sogar ein Toter.“

Das Partyvolk tanzte weiter

Ich machte mich sofort auf den Weg. Durch diesen engen Eingangstunnel hatte ich mich erst wenige Stunden zuvor geschoben. Ich wusste also, wie eng es dort war. Trotzdem wäre mir nie in den Sinn gekommen, was sich hier gerade abgespielt hatte. Dass es eine Massenpanik gegeben hatte. Selbst wenige Meter vor der Rampe, die abwärts in den Tunnel führte, tanzten die Menschen noch, tranken, feierten. Fast wäre ich umgekehrt. Vielleicht war einfach jemand umgekippt. Kreislauf und so. Vielleicht hatte jemand den Funkspruch falsch verstanden. Ich ging trotzdem weiter. Raus aus der Partymeute, den Weg abwärts Richtung Ausgang. Die Menschentrauben wurden kleiner. Rechts

und links von mir die Wände der Rampe, an deren Fuß in beide Richtungen der schmale Tunnel abging. Der einzige Zugang zur Loveparade. Meine Augen waren zu schnell für meinen Kopf. Meine Augen sahen Kleiderhaufen auf dem Asphaltboden nah der Wände. Mein Kopf kam nicht klar mit der Erkenntnis, dass hier Tote lagen. Ganz, ganz langsam setzte sich das grauenhafte Bild in meinem Kopf zusammen. Doch. Da lagen Leichen. Es hatte sie noch keiner abtransportiert, weil es gerade erst passiert war. Sanitäter und Ärzte hockten bei ihnen, resignierten, kümmerten sich dann wieder um Verletzte. Erst jetzt, Minuten später, schoben Feuerwehrleute Bauzäune als Sichtschutz vor die Toten. Nicht einmal 50 Meter entfernt, oben an der Rampe, tanzte das Partyvolk weiter. Sie hatten es nicht mitbekommen.

Ich machte meinen Job als Reporter, sprach mit Augenzeugen, Mitarbeitern. Immer mehr Ärzte und Helfer waren da, Polizei, Journalisten. Erst war von einigen Toten die Rede, dann von über zehn. Am Ende waren es 21, die zu Tode getrampelt und gequetscht wurden. Über 500 wurden verletzt. Die Loveparade lief weiter. Doch ich hörte die Musik nur noch fern im Hintergrund. Als hätte mir jemand Watte in die Ohren gestopft.

Wie mich die Loveparade veränderte

Ich weiß nicht mehr, ob ich mich in diesen Stunden an Gott wandte und ihn um Beistand oder Trost bat. Aber dieser Tag hat etwas in mir ausgelöst. Er hat mein Herz aufgeraut. Da, wo vorher alles glatt, zu glatt, war und wo es kein Innehalten mehr gab, kein Bedauern, nur ein fröhliches Voranschliedern ohne echte Richtung, ohne Sinn, ohne Pause, belanglos – da war es plötzlich kratzig, uneben, aber damit auch griffig. Meine eigene sorglose, Ich-bezogene Oberflächlichkeit hatte Risse und Löcher bekommen. Und damit auch mehr Tiefe. In Haiti hatte ich erlebt, wie kraftspendend Gebete sein können. Trotzdem war ich

danach schnell zu meinem alten Leben zurückgekehrt. Nach der Loveparade änderte sich das. Ich begann, mit Sinn und Verstand und wachem Geist zu beten. Ich konzentrierte mich auf das, was ich da stumm zu Gott sprach. Gott hatte eine Verbindung hergestellt. Keine Reimchen und auswendig gelernten Floskeln mehr von mir. Es gab mir Ruhe. Es war ein Anfang.

Gott hatte mich eingeladen

Es überraschte mich, dass mein Kopf, den ich nicht für den allerhohlsten und für tendenziell eher sachlich hielt, überhaupt keine Probleme hatte, sich Gott und Jesus gegenüber in aller Arglosigkeit zu öffnen. Es erschien mir alles schlüssig: Ja, zum Glauben an Gott gehört auch das Vertrauen auf Gott. Auf das Mächtige und auf das Unsichtbare. Dazu gehört das Wissen um sein Wort und das Handeln danach. Dazu gehört, Jesus Christus kennenzulernen und ihm zu folgen. Zu einhundert Prozent. Meine emotionale und rationale Gewissheit faszinierte mich. Ich war sicher, auf einem guten Weg zu sein. Mein Kopf begegnete Jesus bereits mit großer Leichtigkeit. Ich erlebte Momente, in denen mein Herz platzen wollte vor Begeisterung und Bewunderung. Boah, ist das schön hier! Danke dafür, Gott! Heute würde ich sagen: Gott hatte mich eingeladen. Er war in mir am Werk. Er hatte es mir seit jeher ins Herz geschrieben.

Ich spaziere auf wundervollen Weg

Und mein Herz hatte sich längst unbemerkt von mir auf die Reise gemacht, um seiner Einladung zu folgen. Seitdem habe ich zumindest zwei Dinge begriffen:

1. Wir sollen nicht lauwarm sein

Gott will nicht, dass wir lauwarm im Glauben sind. Es gibt so viele Menschen, die sich Christen nennen, die

sich selbst als gläubig bezeichnen. Aus irgendeinem Grund sind sie aber nicht bereit, den logischen nächsten Schritt zu machen: sich wirklich **richtig** auf den Glauben an ihn einzulassen. Vielleicht tun sie das nicht, weil es in Mode ist, einen persönlichen Einzel-Glauben zu leben („Ich glaube an Gott. Aber nicht so wie die Kirche“). Vielleicht tun sie das nicht, weil sie sich nie wirklich damit beschäftigt haben und die gute Botschaft gar nicht kennen. Vielleicht tun sie das nicht, weil das Gefühl herrscht, die „Hardcore-Christen“ seien irgendwie komisch und lebten fern der Realität. Ich kann das alles nachvollziehen – denn mir ging es ja bis vor wenigen Jahren genauso. Trotzdem bin ich diesen Schritt gegangen und spazierte seitdem auf einem wundervollen Weg.

2. Wir sollen uns zu Christus bekennen

Gott will, dass Christen von ihrer Glaubensfreude und ihrem Gottvertrauen berichten, dass sie sich offen und laut zu Jesus Christus bekennen, damit viele Menschen seine wundervolle Botschaft hören und seine Einladung annehmen. Das klingt erst einmal ganz simpel und fluffig, ist aber eine wirklich neue Aufgabe, die zu Konfrontationen führen kann. Natürlich wird man von Freunden komisch angeguckt, wenn man an einem gemütlichen Grillabend nach einem Plausch über die Bundesliga-Tabelle und den letzten Politiker-Irrsinn ein Gespräch über Jesus anfängt. Doch dieses offene Bekenntnis ist gerade in Zeiten wie diesen wichtiger denn je. ●

Daniel Böcking: Ein bisschen Glauben gibt es nicht. Wie Gott mein Leben umkrempelt · Gütersloher Verlagshaus · 224 Seiten · ISBN 978-3-579-08640-8 · 17,99 Euro

